



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rothe, W.: Im Hunsrück und Hochwald

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Im Hunsrück und Hochwald

Von W. Rothe-Berlin



Hunsrück! — Eifel! — Hu, wie dem Leser bei diesen Namen graust! Er denkt an raube Einöden, über die im Winter der eisige Schneesturm braust, und auf denen im Sommer die glühende Sonne das bischen Vegetation erbarmungslos tötet. Weit gefehlt! — Die landläufige Ansicht ist wie so oft falsch.

Über die Eifel hat man durch die Romane von Clara Viebig allmählich ein richtigeres Bild gewonnen. Aber den Hunsrück kennt man fast gar nicht. Eine Wanderung durch die Gegend zwischen Mosel und Nahe, den Hunsrück und den Hochwald, zeigt, daß es auch im deutschen Vaterland noch Gegenden gibt, die der Entdeckung wert sind.

Der Tourist, der die Nahe besucht, in Kreuznach die Salinen gesehen und vielleicht bis Münster a. Stein vorgedrungen ist, sollte nicht meinen, nun alle Schönheit weit und breit erschöpft zu haben, sondern sich noch ein Stündchen auf die Bahn setzen und bis Oberstein fahren. Während der Fahrt von Kreuznach grüßt uns die sagenumwobene Ebernburg mit dem von Cauer erbauten Gutten-Sickingen-Denkmal. An der mächtigen Granitwand des Rothenfels vorbei fährt der Zug weiter; Waldböckelheim, Staudernheim, Kirn, Fischbach fliegen vorüber. In Oberstein bietet sich schon von dem hochgelegenen Bahnhof aus eine prächtige Aussicht. So weit das Auge reicht — hohe Felsen, die die ganze Stadt zu umschließen scheinen! Ein letzter Sonnenstrahl trifft die Ruine des alten Schlosses und die in den Felsen gehauene Kirche. Zwei Brüder, die in der alten Burg wohnten, so erzählt die Sage, waren in heißer Liebe zu einem Burgfräulein entbrannt; in einer dunklen Stunde stürzte der eine Bruder seinen Nebenbuhler in sinnloser Eifersucht den steilen Schloßberg hinab. Ruhelos irrte er seit dieser frevelhaften Tat umher, bis ihm ein Eremit den Weg zum Frieden wies. Er begann den harten Felsen auszuschachten, um eine Kapelle zu errichten, und als er, durch einen plötzlich hervorbrechenden Quell gestärkt und von neuer Hoffnung erfüllt, sein Werk vollenden konnte, fand seine arme Seele den heißersehnten Frieden.

Eng und schmal sind die Straßen Obersteins, man hat das Empfinden, als ob die Felsen, die dräuend ihre Häupter hie und da über den Häusern empor-

recken, daran schuld sind; vielleicht ist es auch nur die altertümliche Bauart. Die Bahnhofstraße zeigt Laden an Laden, in denen Achatsteine, das Produkt der heimischen Industrie, in allen Farben und Arten feilgehalten werden.

Diese Steine sind meist nicht echt gefaßt, sondern, wie der Volkswitz sagt, mit „Oberstärer Schorschteuguld“ (Obersteiner Schornsteingold d. i. Tombak). Neuerdings geht man aber dazu über, wertvolle Steine in echter Fassung in den Handel zu bringen.

Die Oberstein überragende Mitterburg, von der nur noch eisenunspinnene Ruinen erhalten sind, wurde im elften Jahrhundert von den Herren „vom Stein“ erbaut. Im inneren Schloßhof hat man neuerdings zwischen den Trümmern mittelalterlicher Herrlichkeit ein Denkmal für die 1870/71 gefallenen Krieger errichtet.

Eine elektrische Straßenbahn verbindet die beiden Schwesterstädte Oberstein und Idar. Gerade auf der Grenze liegt die Gethenbach, die Oberrealschule, mit den freundlichen Häusern und Gärten der Oberlehrer.

Schon zu Beginn unserer Zeitrechnung muß der Ort Idar eine römische Niederlassung gewesen sein; darauf deuten viele alte Funde hin. Besonders interessant ist unter diesen eine Gemme aus einheimischem Edelstein von antiker Arbeit, die zeigt, daß das Kunstgewerbe der Achatverarbeitung, dessen Hauptsitz Idar ist, auch damals schon bekannt war. Idar hat etwa fünftausend Einwohner und liegt wie Oberstein in einem Talkessel. Bewaldete Höhenzüge umringen es schützend, und nur nach der Obersteiner Seite herrscht der kahle Sandstein vor. Hier haben sich die reichen Steinfabrikanten nach dem Muster der Obersteiner Felsenkirche neuerdings ihre Villen in den Felsen einbauen lassen. Terrassenförmig steigen die Stockwerke und Gärten in den Sandstein gehauen empor.

In der oberen Stadt liegt die Gewerbehalle. Wie in einem Museum ist hier alles zusammengetragen, was die Industrie in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat, u. a. eine Uhr aus Tigerauge, die auf der Weltausstellung in Chicago war. Perlen und Edelsteine werden in Idar viel verarbeitet.

Ein reges geschäftliches Leben, das von sozialen Gegensätzen noch ziemlich unberührt ist, herrscht in den beiden Städten. Standesunterschiede gibt es kaum: der Holzfuhrmann oben aus dem Gebirge sitzt vormittags mit dem reichen Steinhändler gemütlich an demselben Tisch beim Frühschoppen; und auch die Sprache der Leute ist die gleiche. Der Großkaufmann, der die halbe Erde bereist, englisch und französisch „wie Wasser“ spricht, redet hier im vertrauten Kreise nur sein Hochwälder Plattdeutsch, wie es die Großväter taten, als sie noch mit dem Schleifensack auf dem Rücken selbst zur Arbeit gingen bevor der große Aufschwung nach dem Kriege kam.

Um auf den Hochwald zu gelangen, benutzt man auch heute noch, wie es ebenfalls schon die Großväter taten, die Postkutsche. Der von ihr befahrene Weg zieht sich durch ein reizvolles Tal, das stundenlang fast ununterbrochen auf beiden Seiten von üppigem Buchen- und Birkenwald umsäumt wird. Die meist vorzüglich gehaltenen Chauffeen sind hier fast überall an den Gräben mit Ebereschen bepflanzt, deren korallenrote Früchte im Herbst auf die Krammetsvögel warten, die, den Magen mit köstlichen Weinbeeren gefüllt, von der Rosel herüberstreichen und hier zu Hunderten gefangen und nach Saarbrücken und Trier versandt werden.

Der Hochwälder Bauer „ist so ebbes nit, dat is for die Häreleit in der Stadt“

(ist so etwas nicht, das ist für die Herrenleute in der Stadt). Nur eine Delikatesse gibt es hier: das sind im Frühjahr Froschschenkel, die mit Eiern und Butter in der Pfanne geröstet werden. Ebenso fehlen auf keinem Bauertisch abends zur sauren oder süßen Milch pommes frites, „Bräts“ genannt. Die rohe Kartoffel wird in viereckige Würfel geschnitten, in siedendem Öl, das aus dem viel angebauten Raps geschlagen wird, gelbbraun gebacken: eine französische Sitte, wie auch die Sprache mit französischen Brocken stark untermischt ist.

Hinter Idar liegen auf der Anhöhe Dörfer, in denen hauptsächlich Schleifer wohnen. Durch grüne Wiesen fließt der Idarbach und treibt auf seinem Wege die zahlreichen Schleifen, die durch das ganze Tal zerstreut liegen. Es sind kleine einstöckige Häuser, die mit ihren großen Fenstern an Malerateliers erinnern. Hier werden die in der ganzen Welt bekannten Edel- und Halbedelsteine geschliffen und gebrauchsfertig, d. h. fassungsfähig gemacht. Früher fand man diese Achate in der Nähe von Idar und im Kreise St. Wendel, aber man hat das mühsame Suchen seit über einem halben Jahrhundert aufgegeben, als ausgewanderte Idarer sich auf der Rückkehr von einem Fest verirrt hatten und an dem Flützchen Taquary in Südbrafilien Carneole in großen Mengen fanden. Als man auch in dem angrenzenden Uruguay Achate entdeckte, entwickelte sich bald ein lebhafter Handelsverkehr mit der alten Heimat. Auch jetzt liegt der ganze Großhandel in den Händen einiger Idarer Häuser, die die Steine von ihren Agenten sammeln und auch bei den Farmern aufkaufen lassen. Allwöchentlich finden in Idar größere Versteigerungen von diesen Steinen statt, wozu die Schleifer aus der ganzen Umgegend oft zwei bis drei Stunden weit herbeiströmen. Opale und Edelsteine werden mehr von Hand zu Hand gehandelt. Die in Idar auf den Markt kommenden Steine stammen aus allen Weltteilen. So kommen Amethyste, Kristalle und Turmaline aus Brasilien, Tigerauge aus Afrika, Granaten aus Indien und Ceylon, Achate aus Australien, Neuphrite aus Neuseeland, Malachit aus Rußland usw.

Es gibt etwa hundertzwanzig Schleifen im ganzen Industriebezirk. Früher wurde die Art des Schleifens wie auch die Einrichtung der Schleifen als Geheimnis gehütet. Kein Ausländer wurde in die Zunft aufgenommen. Jetzt ist das anders geworden, jedem Fremden wird von den freundlichen Leuten die Besichtigung gestattet und alles aufs eingehendste erklärt. Beim Eintritt in eine Schleife empfängt den Besucher ohrenbetäubender Lärm. Um einen großen Wellbaum, den das draußen gehende Mühlrad treibt, hängen vier bis fünf Schleifsteine, wovon jeder ein Gewicht von dreißig bis vierzig Zentnern hat. Diese großen Sandsteine kommen meist aus der Pfalz und werden, bevor man sie in Gebrauch nimmt, genau untersucht, ob sie keinen Sprung haben, denn bei der außerordentlich schnellen Umdrehung kommt es doch trotz aller Vorsicht vor, daß ein Schleifstein herausspringt und alles zertrümmert. Vor diesen Steinen liegen je zwei Arbeiter und zwar auf eigens hierzu konstruierten, muldenförmig ausgehöhlten Holzblöcken, die den Armen die volle Bewegungsfreiheit lassen. Die Füße werden gegen einen Holzklotz gestemmt, um den zu bearbeitenden Stein mit der nötigen Kraft gegen den Schleifstein, der mit verschiedenen „Bahnen“ oder „Formen“ versehen ist, drücken zu können. Diese Art der Steinbearbeitung ist für die Leute ungeheuer gesundheitschädlich. Durch das stundenlange Liegen vor

dem Stein wird der Magen gedrückt, die Brust kann sich nicht ausdehnen, und der feine Staub, der sich beim Schleifen entwickelt, setzt sich in der Lunge fest. Das kalte Wasser, das ständig über den Stein rieselt, tut das übrige, und der Schleifer verfällt oft schon in ganz jungen Jahren der sogenannten „Schliffkrankheit“, der Schwindsucht. Düster sieht dieses Bild aus, und doch sind die „Schliffer“ das lustigste Völkchen, das man sich denken kann.

In einer Ecke des Schleiferhäuschens steht die Schneidemaschine, auf der das Rohmaterial von einer rotierenden Blechscheibe geschnitten wird, die an den Rändern mit Diamantstaub bestrichen und mit Petroleum getränkt ist. Dieser Geruch nach Petroleum und Fett ist allen Schleifen eigen; wer den „Dust“ einmal kennt, vergift ihn nicht wieder. Die Steine haben nach dem ersten Schleifprozeß eine unscheinbare Färbung. Die schöne Maserung wie auch die verschiedene Färbung werden durch Metallsalze, Erhitzen und Säuren erzeugt. Später folgt dann das umständliche Polieren, und manches Stück muß schweren Herzens ausgeschieden werden, weil es einen Fehler hat, der oft mit dem bloßen Auge gar nicht zu sehen ist, aber von dem Abnehmer in Idar unfehlbar entdeckt wird.

Da, besonders im Sommer, wenn wenig Wasser in der Idar ist, das Wasser gestaut werden muß und nur gearbeitet werden kann, wenn die „Klaus“ kommt, d. h. wenn die Schleusen geöffnet werden, haben die Schleifer eine Menge freie Zeit. Das Wasser kommt meist in den Morgen- und Abendstunden, und wenn es von seinem hohen Gefälle auf die breiten Schaufelräder herunterstürzt, daß es wie unzählige Diamanten in der Sonne aufsprüht, dann wird emsig gearbeitet.

Im Postwagen waren wir Zeugen eines amüsanten charakteristischen Gesprächs, das zwei „Schliffer“ führten. Sie unterhielten sich übers Geschäft, die Steinspreise u. a. Der eine war ein „Idarbänner“, wie die Bewohner des Idartales von den Hochwäldern genannt werden, und der andere ein Hochwälder, der neben seiner Schleiferei auch noch ein kleines Bauerngut besaß. Es war nun interessant zu beobachten, wie halb geringschätzig, halb bewundernd der schwerfällige Hochwälder den beweglichen Idarbänner behandelte. „Lauter Idarbänner das sind Geldverschwender“ heißt ein alter Spottvers. Wer nicht selbst so viel Korn zieht, daß er das ganze Jahr Brot hat, der gilt als arm, mag er als Schleifer das Doppelte in barem Geld verdienen, „er hat über Nacht kein Brot im Hause“, „sie hon neist“ (sie haben nichts), heißt es. Wo ein Idarbänner und ein Hunsrücker zusammenkommen, geht es nie ohne ein kleines Wortgefecht ab. Als wir die Grenze zwischen Preußen und dem kleinen Fürstentum Birkenfeld, das hier als oldenburgische Enklave in preußischem Gebiet liegt, überschritten, entspann sich zwischen den beiden ein Streit, welche Chausseewalze besser wäre, die preußische oder die oldenburgische. „Die preußische,“ sagte natürlich der Bauer, „denn sie ist größer und schwerer wie das kleine Ding, was die Oldenburger haben.“ — „Weeste, Hannes,“ entgegnete der Oldenburger mit listigem Augenzwinkern nach uns hin und deutete auf die oldenburgische Walze, an der wir gerade vorbeifuhren, „hal e mol bei Daume drimmer, eich sin dir gut dafor, er wird blo.“ (Halte mal den Daumen darunter, ich garantiere dir dafür, er wird blau.) Alles lachte. Mit roten Ohren rückte der andere zur Seite, sein hochblonder „Sprausbart“ wurde noch stacheliger, aber er sagte nichts mehr, sondern hüllte sich in dichte Rauchwolken.

Von Kempfeld aus besteigt man die Wildenburghöhe, die in vorgefichtlicher Zeit wahrscheinlich von Kelten durch einen Ringwall befestigt war. Noch heute sieht man stellenweise Spuren des von Menschenhand angelegten Walles. Auch den Römern dürfte die steile Höhe als Befestigung gedient haben. Im Jahre 1328 erbaute Wildgraf Friedrich v. Kirberg die Wildenburg, aber bereits 1330 mußte er den Erzbischof Balduin von Trier als Lehnherrn anerkennen. Das Schloß ist schon lange zerstört; in der letzten Zeit bewohnte der wild- und rheingräfliche Amtmann die Burg. Jetzt ist sie neben dem angrenzenden Wald Staatseigentum. Trüzig ragt der Bergfegcl empör; vor Erfindung des Pulvers mag die Burg uneinnehmbar gewesen sein. Jetzt sind von ihr nur noch Trümmer vorhanden. Von dem kreisförmigen Plateau aus sieht man in geringer Entfernung die Asbacherhütte liegen. Dort besaß der später bei Saarbrücken-Neunkirchen mächtige Freiherr v. Stumm-Halberg die erste Eisengießerei. Jetzt ist dort ein Erholungsheim für Diakonissinnen errichtet.

In der „Hexenküche“ nahe bei der Ruine werden allsonntäglich und auch in der Woche von den zahlreich aus der Umgegend zusammenströmenden Ausflüglern große Spießbrateneffen veranstaltet. Diese Sitte haben Tzarcr Steinhändler aus Texas mitgebracht. Ein kunstgerecht geschichteter Holzstoß wird angezündet, und erst wenn kein Flämmchen mehr brennt, sondern nur noch glühende Kohlen vorhanden sind, wird das in handgroße, ziemlich dicke Stücke geschnittene Rind- oder Schweinefleisch, das man in einer Essig-, Salz- und Zwiebeltunke einige Tage mariniert hat, auf fingerdicke Holzspieße gezogen. Auf beiden Seiten des Feuers werden gabelförmige Holzplöcke in die Erde gerammt, der Spieß wird behutsam darüber gelegt und mit dem darauf hängenden Fleisch beständig gedreht, damit ja kein Tröpflein Saft verloren gehe. Röstet das Feuer zu stark, so genügen einige Tropfen Sauce, um ein Anfengen zu verhüten. Während oben das Fleisch brät, hat man unten in die Kohlen Kartoffeln mit der Schale eingescharrt und sorgfältig wieder mit Asche bedeckt. Nach einer Stunde ungefähr ist das Ganze fertig und bildet mit frischer Butter, die man auf die Kartoffeln legt, ein leckeres Mahl.

Auf dem Hochwald zerstreut liegen auffallend viele kleine Dörfer. Die Häuser sind meist mit Schiefer gedeckt, den einige Schieferbrüche billig liefern. Häufig ist auch die Wetterseite des Hauses damit beschlagen. Die innere Einrichtung der Wohnräume ist denkbar einfach. Der Bauer mag in seinem Hause noch so viele Zimmer haben, er wird doch nur einen Raum benutzen, in welchem im Winter auch für das Vieh gekocht wird. Die Küche wird nur im Sommer gebraucht. Vor oder hinter dem Hause liegt der tiefe Ziehbrunnen, der klares kühles Wasser liefert. Viel blühendes Zinn gibt es noch heute in alten Familien, auch schöne Schränke und Truhen sieht man hier und da, aber meist besteht die Einrichtung aus einer an der Wand entlang laufenden Bank, einem mächtigen Holztisch und ebensolchen Stühlen. Ein Glasschrank mit greller Tapete ausgeklebt steht in der Ecke, wo einige „Brunkstücke“ paradiereu, meist Tassen: „Zum Geburtstag“, „Dem Hausherrn“ usw. Im Alkoven oder in der daneben meist nur durch eine bunte Kattunggardine getrennten Kammer steht das zweischläfige Riesenbett. Auf dem Ofenmüuerchen über dem eisernen Schrankofen, aus dem im Winter die Düste des Viehtopfes aufsteigen, stehen in langen Reihen die Milchtöpfe. Ein strohgeflochtener

Sessel in der Ofenecke dient dem Großvater als Ruhefig. Eine mit bunten Rosen bemalte Schwarzwälder Uhr oder auch neuerdings ein Regulator vervollständigen mit kleinen weißen Gardinen und einigen blühenden Geranien und Fuchsen die Einrichtung. In der Küche befindet sich der Backofen, in dem je nach Größe der Familie, so oft es nötig ist, sechzehn bis achtzehn schwere runde Brote gebacken werden. Über dem eisernen Herd ist der offene Rauchfang, in dem die Würste und Schinken für den Winter hängen. Sonst ist nur der notwendigste Hausrat vorhanden. Der Fußboden ist mit Sandstein, wenn der Geldbeutel es erlaubt, auch mit Mettlacherplatten belegt. In den Zimmern wird der Fußboden geölt oder weiß geschauert. Eine Diele ist zum Aufheben eingerichtet, durch die Öffnung werden im Herbst die Kartoffeln hinabgeschüttet. Im Keller findet sich stets das riesige Faß voll Sauerkraut, dem Hauptgemüse für den Winter. Auch bei Kindtaufen und Hochzeiten fehlt die Sauerkrautschüssel nie. Vor den Häusern steht etwas abseits von dem Düngerhaufen der kunstvoll geschichtete Holzstoß, denn hier wird nur Holz gebrannt. Den Beamten wird ein entsprechendes Quantum von den Gemeinden geliefert. So werden den Pfarrern etwa fünfundvierzig Raummeter, den Lehrern entsprechend weniger schönes Buchenscheit- und Knüppelholz gestellt. Mächtige Kloben haut man aus dem Knüppelholz zurecht, die im Winter den eisernen Ofen in Glut halten. Eine besondere Tracht haben die Leute nicht. Die Männer tragen Rock und Jacke aus blauem Leinen und im Winter ein derbes Zeug, „Lirtei“ genannt, das aus gesponnener Schafwolle gewebt wird und so hart und fest ist, daß man, um es zu tragen, wirklich nicht empfindlich sein darf. Die Frauen haben mäßig weite Röcke aus Baumwollzeug oder im Winter auch aus Lirtei mit einer losen Jacke darüber. Eine hunte Schürze vervollständigt den Anzug, der zumal zur Heuernte, wo besonders hübsche Jacken getragen werden, recht schmuck aussieht. Sonntags kleidet man sich nach der Mode, wenn auch nicht gerade nach der neuesten.

Ganz sonderbar sieht die Kirche in dem kleinen Pfarrdorf Sensweiler aus. Die Leute erzählen, sie sei bereits zur Heidenzeit erbaut und im Dreißigjährigen Krieg sei der Turm zerstört worden. Verbürgen kann man's nicht, aber der Turm ist wirklich bis zur Hälfte abgetragen und dann mit Schiefer gedeckt. Er gukt mit seinem riesigen Schalloch vorwurfsvoll ins Land. Die Uhr geht auch seit Menschengedenken nicht mehr. Ein Lehrer soll aus Bosheit das Werk in Unordnung gebracht haben, weil das Aufziehen ihm zu lästig war. Nun, sie wird nicht vernutzt; um 11 Uhr mittags wird geläutet, dann wissen die draußen auf dem Felde, daß es Zeit ist, zum Mittagessen nach Hause zu gehen.

Die Hochwaldbewohner sind fast sämtlich protestantisch. Der einzige katholische Ort diesseits des Waldes ist Langweiler; zwei Stunden jenseits findet man kaum noch einen Protestanten. Religionsstreitigkeiten gibt es aber nicht, man hält friedliche Nachbarschaft. Die Pfarrherren besuchen sich gegenseitig, und manches Fläschchen aus staubigem Kellerwinkel wird mit dem „Herrn Stiefbruder“ in traulichem Gespräch getrunken. In Wirsweiler war dreißig Jahre lang ein Neffe des berühmten Kossuth als Seelsorger tätig, ein unruhiger herrischer Kopf, der, nachdem er sieben Jahre in Klagenfurt wegen politischer Antriebe interniert gewesen, aus Österreich ausgewiesen und nach mancherlei Irrfahrten in das weltentlegene Hochwalddorf verschlagen wurde. Ein Menschenalter hindurch hat er

hier, leidenschaftlich genug, das Evangelium allsonntäglich gepredigt, tiefe Wunden hat seine schwere Hand der alten Kanzel im Eifer der Rede geschlagen, aber wie sehr er auch gewettert hat, verstanden haben ihn die Leute nicht. War er doch ein Tscheche, der das Deutsche nur mangelhaft beherrschte, und bei einem Hunsrücker muß deutlich gesprochen werden, wenn er Hochdeutsch überhaupt verstehen soll. Aber fortlaffen wollten sie ihn doch nicht, als die Behörde mit Pensionierung kam; da machten sie lange „Schriften“ in hartnäckiger Bauernart, bis der Pfarrer bleiben durfte. Nun ruht er längst in Frieden.

Blutige Fehden hat es hier vor langen Jahren mit den Nachbarn gegeben. Einmal — es ist schon lange her, die Beteiligten deckt längst der Rasen — hatten sich die Wirschweiler verschworen, der erste, der von einem anderen Dorf zu ihnen käme, würde erschlagen. Wochenlang ließ sich kein Fremder sehen. Da eines Tages erwartete eine junge Frau aus Sensweiler Mutterfreuden. Der Bauer vergaß in Eile und Freude die furchtbare Drohung und eilte nach Wirschweiler, um die dort wohnende weise Frau zu holen, aber er wurde gesehen und so lange gesteinigt, bis er sterbend vor dem Dorf zusammenbrach und das Kind zur Waise wurde, noch bevor es geboren. Sie sind lange tot, die Zeugen dieser blutigen Tat, aber noch heute wird die Stelle gezeigt, wo der Ärmste seine Seele aushauchte, und in blutigen Schlägereien bei Kontrollversammlungen und Kriegerfesten lobert der alte Haß auch bei den Nachkommen oft von neuem auf.

Eine lebendige Chronik der Gegend fanden wir in einem alten Lehrer, als wir eines Abends nach langem Marsche durch herrliche Wälder in einem guten Dorfwirtshaus beim Essen saßen. Der alte Herr saß gemütlich bei seinem Abendstoppfen in einer Ecke und schmauchte seine Pfeife. Als wir ihm von unserer Wanderung erzählten und die Schönheit seiner Heimat priesen, wurde er lebendig. Wir mußten uns über die vielseitigen Interessen des Mannes wundern, der in den fünfzig Jahren seines Hierseins außer einer Reise zum Niederwalddenkmal in den achtziger Jahren nie weit über die Grenzen seines Dorfes hinausgekommen war. Er erzählte von den Zeiten nach dem Krieg, da die Staatschauffee von Sbar heraufgelegt wurde, die über alle Dörfer gehen sollte; wie hartnäckig sich die Bauern gegen die Neuerung sträubten, weil sie Angst vor zuviel Einquartierung und Verkehr hatten, und wie sie schließlich ihren Willen durchsetzten. Nun haben sie keine Chauffee, aber alljährlich Einquartierung. Früher wurde außer Korn und Kartoffeln auch viel Glas gebaut, und das selbstgesponnene Leinen bildete den Stolz der Hausfrau. In den abendlichen Spinnstuben im Winter „auf der Mai“ wurde eifrig der Rocken gedreht, und wehe dem, der mit einem Strickstrumpf kam, er wurde arg verhöhnt. Auch jetzt bestehen die winterlichen Spinnstuben noch, aber gesponnen wird höchstens noch Schafwolle, deren groben Faden man zu Strümpfen gebraucht. Von seiner Bienenzucht sprach der Lehrer mit großer Sachkenntnis und auch von der neuerdings viel gepflegten Obstbaumzucht. Sämtliche Chauffeen sollen statt der bisher üblichen Ebereschen mit Obstbäumen bepflanzt werden. Mit der Straße von Allenbach nach Hüttgeswasen ist bereits ein Anfang gemacht, denn die nicht allzu empfindlichen Apfelsorten gedeihen auch auf dem Hunsrück sehr gut. „Glauben Sie ja nicht, daß es bei uns neun Monate Winter und drei Monate kalt ist. Wir haben einen herrlichen Sommer und Herbst, wenn auch der Schnee oben im Hochwald an absönnigen Stellen manchmal noch im

Mai liegt. Im Winter ist es ja böß, wenn der Schneesturm tagelang tobt und alle Hohlwege und jeden Chausseeegraben ausfüllt, daß man eine einzige weite Ebene vor sich zu sehen glaubt. Tagelang sind die Bewohner der nicht an der Chaussee liegenden Dörfer von allem Verkehr abgeschlossen. Nicht einmal der kleine Postschlitten kann sich durch den Schnee hindurcharbeiten. Wohl läutet täglich die Gemeindeglocke und treibt Männlein und Weiblein zum Schneeschippen hinaus, aber die Arbeit vieler Stunden macht der grimme Nordost in kurzer Zeit wieder zunichte. Wehe dem einsamen Wanderer, der von der Nacht überrascht wird! Er merkt es gar nicht, wenn er vom Wege abkommt, bis er schließlich nach langem Umherirren von Müdigkeit übermannt einschläft und erfriert.“ Der alte Herr erzählte auch spaßige Schnurren, so von dem alten Bürgermeister in den siebziger Jahren, der mit der Rechtschreibung auf gespanntem Fuße stand. Wenn ein glücklicher Familienvater seinen Jungen bei ihm einschreiben lassen wollte und die Schreibung des gewählten Namens Schwierigkeiten machte, so redete er ihm zu, einen anderen zu wählen; und da er Daniel nun einmal im Griff hatte, schlug er diesen schönen Namen immer vor, und aus dem Wilhelm oder August wurde ein Daniel. „Daher gibt es aus dieser Zeit so auffallend viele Leute dieses Namens“, schloß der Lehrer sein ergötzliches Geschichtchen. Ja, die gute alte Zeit! — Jetzt ist das anders geworden. Jetzt werden die Bürgermeisterstellen meist von verabschiedeten höheren Offizieren bekleidet, die nicht mit der Rechtschreibung, wohl aber mit der Unpünktlichkeit der Bauern in Konflikt geraten. „Eich sin kein elektrisch Eisebahn“, antwortete ein biederes Bäuerlein dem Herrn General z. D. auf einen barschen Anshnauzer wegen Zuspätkommens auf die Bürgermeisterei. Die Leute sind sonst sehr verträglich und niemals anmaßend, aber das ist doch auch zu arg, so „angeranzt“ zu werden, wenn man um zehn bestellt ist und schon um elf kommt! — —

Der Erbeskopf liegt 916 Meter hoch und überragt sämtliche Höhenzüge des Hochwaldes. Zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms des Ersten ist auf der Spitze ein Aussichtsturm erbaut worden, der eine weite Fernsicht bietet. Im Norden hinter einem prächtigen Panorama von blühenden Ortschaften erblickt man den Gaardwald und ganz fern die Mosel- und Eifelberge Hohe Acht und Hohes Venn. Im Süden liegen Saarbrücken und die Spicherer Höhen, im Westen die Moselberge bei Trier. Ostwärts hat man einen Blick in den Rheingau. Dhronacken oder Tronecken liegt dicht unter dem Berge. Hier soll der grimme Hagen von Tronje seinen Sitz gehabt haben. Überhaupt finden sich in der Gegend eine Menge Anklänge an die Nibelungen Sage. Die mächtigen Ruinen von Hunolstein — erinnern sie nicht an Hagens Kampfgenoß, den tapferen Hunolt? An dem gleich hinter Hüttgeswasen liegenden Tränenweiher soll Hagen Siegfried erschlagen haben, und die schöne Krimhild hat hier so viele Tränen vergossen, daß ein Weiher, der Tränenweiher, entstand.

An die Verjuche der Römer, ihre Herrschaft am Rhein zu befestigen, erinnert außer den schon erwähnten antiken Funden noch die gut erhaltene „Römerstraße“, die noch heute von Trier über den Hunsrück bis zum Rhein führt. In der Nähe von Gonzerath-Morbach liegt diese Straße, nicht überbaut und nicht von der Kultur verwischt, klar zutage. Etwas seitwärts von ihr erhebt sich der „Stumpfe Turm“, dessen ungefüger Bau sofort ins Auge fällt. Er soll im Mittelalter als

Wachturm errichtet worden sein. Heute dient er als Aussichtsturm und im Winter als Erkennungszeichen bei verschneiten Wegen.

Von unserem Standquartier Hüttgeswasen aus machten wir einen Abstecher nach Birkenfeld, dem Regierungssitz der hier mitten im preußischen Gebiet liegenden oldenburgischen Enklave. Der Weg dorthin geht in der ersten Hälfte durch hohen Buchenwald. Wie Säulen in einem Dom stehen die alten Niesen, und ihre Kronen vereinigen sich oben zu einem einzigen grünen Dach. Zahlreiches Wild flüchtete erschreckt bei unserem Herannahen, einige Häslein schossen in der Eile, zu entkommen, Kobolz, und im tiefen vorjährigen Herbstlaub spürte vorsichtig ein Fuchs herum. Ein Rudel Rehwild sahen wir auf einer kleinen Anhöhe, auch einen kapitalen Hirsch an einer Waldblöße. Der Wildstand ist sehr gut, denn im Winter werden Rehe und Hirsche, wie die zahlreichen Futterplätze zeigen, sorgfältig gepflegt. Fünf Kilometer hinter Hüttgeswasen passierten wir den Sauerbrunnen. Hier befand sich bereits zur Römerzeit ein Heilbad. Die höchste Blütezeit hatte der Ort im sechzehnten Jahrhundert, wo auch Fürstlichkeiten die Quellen gebrauchten. Die Dörfer waren zu dieser Zeit oft derartig mit Badegästen überfüllt, daß Melanchthon einmal kein Unterkommen fand. Unter französischer Herrschaft wurde das Kurhaus zerstört, und jetzt fehlt jede Badeeinrichtung. Das Wasser der „Petersquelle“ wird heute noch in Flaschen versandt und auch am Ort getrunken.

Birkenfeld wird zuerst in einer Urkunde von 981 erwähnt. Zahlreiche Gräberfunde innerhalb der jetzigen Stadt deuten darauf hin, daß auch hier bereits vor Beginn unserer Zeitrechnung eine Ansiedelung bestand. Im Jahre 1277 kam Birkenfeld an die Gräfin v. Sponheim-Starckenburg, die auch in Allenbach ein Schloß erbaute. Von der gleichnamigen auf steiler Höhe gelegenen Burg Birkenfeld sieht man die ganze Stadt vor sich liegen, in der sich besonders der gotische Bau der neuen katholischen Kirche und das Regierungsgebäude auf der Nordseite hervorheben. Das Gymnasium befindet sich in der früheren oldenburgischen Kaserne. Sehr reizvoll ist die Umgebung Birkenfelds. Handel und Wandel wie in Oberstein gibt es hier aber nicht. Von der großen Vergangenheit blieb nicht einmal mehr die Erinnerung.

